

„Die ganze Welt ist voller Sprache.“

Martin Luther als Poet im Glauben

Christian Lehnert

Martin Luther legte am achten September 1538 in der Stadtkirche in Wittenberg eine Heilungsgeschichte aus dem Markusevangelium aus (Markus 7, 31-37). Jesus, so wird berichtet, begegnete einem Taubstummen am See Genezareth, und er tut merkwürdige Dinge. Luther übersetzt: „Vnd er [Jesus] nam jn von dem volck besonders / vnd legete jm die finger jnn die ohren / vnd spützet vnd rüret seine zunge / vnd sahe auff gen himel / seufftztet vnd sprach zu jm / Hephethah / das ist / thu dich auff.“ Luthers Predigt verläßt schnell die Realien einer antiken Wunderheilung. Luther scheint sich überhaupt sehr vom Text zu entfernen. Eigentlich predigt er vor allem über das aramäische Wort „Hephethah“, zu deutsch: „Tu dich auf!“ Aus diesem einzelnen Wort aber entfaltet Luther ein heute irritierendes Sprachverständnis, das, kurz gesagt, die Unterscheidung zwischen Worten und Wirklichkeit theologisch unterwandert: „Scheps, vaccae [Kühe], arbores [Bäume], wenn sie blühen, sprechen: ‚Hephethah‘.“ „Die ganze Welt ist voller Sprache.“¹

Die Natur spricht. Sie ist Sprache und will gehört werden. Sie spricht zum Menschen wie der Christus zum Taubstummen, „vnd spützet vnd rüret seine zunge / vnd ... sprach zu jm / Hephethah / das ist / thu dich auff.“ Für Luther ereignet sich hier ein Heilungswunder, denn zu hören, wie Sprache und Gottesgegenwart im Naturlaut verschwimmen, vermögen die Menschen als verirrte Vernunftstiere nicht mehr: „*quia habent aures et non audiunt* [denn sie haben Ohren und hören nicht]“. Taubheit und Hören, diese beiden Gegensätze prallen in Luthers Predigt unvermittelt

gegeneinander: „Die ganze Welt ist voller Sprache.“ Und: „*totus mundus est surdus* [die ganze Welt ist taub].“²

Nicht besserwisserisch ist der Vorwurf der Taubheit gemeint, sondern bezogen auf Luthers eigenen Seelenhaushalt. Luther kämpfte im Sommer 1538 mit einer schweren Ruhrinfektion und mußte sich – widerwillig, wie er berichtet – der Kunst der Ärzte überlassen. Sein Zustand war über Wochen ernst. Als er genas, meldeten sich sein Nierensteinleiden und die Gicht wieder. Er hatte schlimme Schmerzattacken und lief nur noch an einem Stock. Im August 1538 machte Luther nun, noch geschwächt, eine erste Ausfahrt über die Elbauen. Nach den Entbehrungen muß der Eindruck der Natur überwältigend auf ihn gewirkt haben, und Luther wendete, wie so oft, die Sinneseindrücke direkt in die theologische Metapher. Körper und Landschaft waren für ihn als spätmittelalterlichen Menschen stets mehr als natürliche Gegebenheiten. In Krankheiten sah er eine zerstörerische Kraft am Wirken, die er mit dem Teufel identifizierte. Schmerzen erlebte er als Eingriffe geistiger Mächte in sein körperliches Gleichgewicht. Auch die Seele war betroffen: Lebensmüdigkeit ging mit tiefen Glaubenszweifeln einher. Auf den Elbauen begegnete ihm nun die sommerliche Natur: Die Windungen des trüben Flusses waren ihm plötzlich wie der Anlaut einer anderen Welt. Die weiten Wiesen entlang der Elbe, die dicht belaubten Eschen und Eichen und die Deiche, die langsame Strömung des Flusses und seine Strudel waren Verheißungen für den Genesenden. Der Schöpfergott sprach und brachte Luther in Erinnerung, wofür er geschaffen war – für ein Leben ohne alle Grenzen, ewiges Leben, wie er sagte.

„Hephethah“, „thu dich auff.“ Luther erlebte eine Heilung, die sich aus der Natur heraus in ihm ereignete, als ein plötzliches Erwachen der Sinne, als ein Hören. Für Luther war damit viel

mehr verbunden als nur Wohlbefinden oder Gesundheit. Das Grundverständnis des eigenen Daseins war berührt: Das Leben, so spürte er in aller Klarheit, war ihm *zugesprochen*. Gott *sprach* und *spricht* es. In diesem Sprechen wird etwas mit ihm, Martin Luther, und in ihm *getan*, eine Sprachhandlung. Wer er sei, das kann der Mensch nur verstehen von diesem fremden Wort her, nicht aus der eigenen Aktivität, nur hörend weiß er von seinem Zustand.

Ein ganz anderes Erleben ist das als die neuzeitliche Vorstellung von einer Selbstverwirklichung des Menschen, sei es in einer „Selbsterzeugung“ durch Arbeit (Marx)³, sei es im Handeln wie Fichte schreibt: „... zum Handeln bist du da; dein Handeln und allein dein Handeln bestimmt deinen Werth“⁴. Luther versteht sich selbst dagegen aus dem fremden Sprachhandeln Gottes heraus. Er ist, poetisch gesprochen, ein Vers aus dessen Munde, und zu klingen – auch wenn er wenig weiß von dem Text, in dem er steht – ist sein Leben.

Sprachschaffen, wenn man so will Poesie, heißt dann für Luther: auf diesen Ruf ins Dasein, auf diesen Anspruch zu antworten. Genauer noch: Der fremden Sprache der geschaffenen Welt Resonanz zu geben in der eigenen schöpferischen Antwort. Glauben und Poesie fallen hier in eins. Poesie fügt sich ein in eine „Rede an die Kreatur durch die Kreatur“⁵, sie schwingt sich ein in die Schöpfungsrede Gottes, spricht sie fort, und darin allein wird sie wirksam und schön: „Ein Tag sagt’s dem andern, / und eine Nacht tut’s kund der andern“ (Psalm 19, 3). Menschensprache, und gar dann, wenn sie Poesie wird, hat Teil an einem immerwährenden Wortwechsel zwischen Gott und Kreatur.

Gott – ein Dichter? Will man Luthers Sprachkraft, seine Poesie ergründen, dann ist das wohl nur von diesem religiösen Kern her möglich. Luther nimmt in seiner Predigt ein Bild vorweg, das

zweihundert Jahre später unter Philosophen und Theologen populär und heiß umstritten sein wird. Daß der Schöpfung ein Sprachgeschehen, wie auch immer verstanden, zu Grunde liegt, ist eine biblisch geprägte Vorstellung: „Im Anfang war das Wort“ (Johannes 1, 1). Gott aber als einen Dichter zu bezeichnen, der Verse aus Wäldern, Meeren und Gebirgen verfaßt, ist eine junge, barocke Metapher. Sie ist gnadenlos menschlich gedacht, mit einem Augenzwinkern: Jedes Bild von Gott versagt, also laßt uns wenigstens mutig mit den Bildern spielen.

Das Universum – ein Gedicht? Gott – ein Dichter? Die Leistung des Bildes ist bis heute erstaunlich. Ein Gedicht folgt in aller Regel nicht den alltäglichen Sprachmustern. Es ist mehr, als Aussageabsichten vorgeben. Das Geheimnis der Sprache selbst kommt in ihm zum Ausdruck. Ein Gedicht weiß mehr als sein Autor. Es erforscht das Ungesagte. Es ist vielschichtig und oft dunkel. Es erschließt sich nicht durch die Frage: Was wollte uns der Dichter damit sagen? Ein Gedicht öffnet sich dem Verstehen wie ein Raum, den ich betrete, und die poetischen Bilder verschwimmen mit dem eigenen Erleben, so daß ich als Leser meine eigene Stimme darin zu hören meine. Vor allem: „... die wesenhafte Neuheit des dichterischen Bildes enthält als Problem das schöpferische Vermögen des redenden Seins“⁶ (Gaston Bachelard). Und weiter: „Hier heißt es gegenwärtig sein, in der Gegenwart des Bildes, in der Minute des Bildes: wenn es eine Philosophie der Poesie gibt, dann muß diese Philosophie entstehen und wieder entstehen aus der Gelegenheit eines dominierenden Verses, aus der totalen Hingabe an ein isoliertes Bild, im genauesten Sinne aus der Ekstase der Bildneuheit.“ Das poetische Bild im Gedicht setzt seine eigene Wirklichkeit in der Sprache. Wie die große dänische Lyrikerin Inger Christensen schreibt: „Vielleicht kann die Poesie gar keine Wahrheiten sagen; aber sie kann wahr sein,

weil die Wirklichkeit, die mit den Worten folgt, wahr ist. Diese geheimnisvolle Gefolgschaft zwischen Sprache und Wirklichkeit ist die Erkenntnisweise der Poesie.“⁷ Das alles hat überraschende Ähnlichkeiten zu dem, was man in Luthers Sinn Glauben nennen kann und was eben auch nicht eindeutig oder zweckrational, nicht verfügbar, aber doch zu erfahren ist im Augenblick der „Ekstase“ einer „Bildneuheit“ Gottes – und der Glaube sagt auch „keine Wahrheiten“ davon, weil sein Wesen nicht im Besitz von vermeintlichen Wahrheiten besteht. Sondern in der Frage, in der Sehnsucht nach dem unsagbaren Gott und in der Unabgeschlossenheit (der einzigen Form, in der Gott für uns „wahr werden“ kann), hat er seine lebensbestimmende Kraft. Luther läßt in seiner Predigt im Spätsommer 1538 die Sprache der „Bäume und Kühe“ mit Worten Jesu in eins fallen: „Hephetah!“ Wie Jesus sprechen die Eichen und Eschen und die Schafe und Kühe wirksam und heilend von einer kommenden Welt, und so ist dieser Augenblick, während Luther über die Elbauen fährt, ein Moment religiöser und poetischer „Ekstase“ zugleich. Plötzlich – das ist die präzise Zeitbestimmung dafür. Plötzlich – das ist die Zeitform des poetischen Bildes wie des Glaubens. Plötzlich wird in den blühenden Gräsern und im Spätsommerlicht etwas von Gottes Geheimnis spürbar, plötzlich werden die Worte andere und verwandeln die Welt: „Tu dich auf!“

Martin Luther lebte, wie die meisten Menschen des 16. Jahrhunderts, in der Erwartung einer nahen Endzeit. Er sah sich in den Ernstfall gestellt, und so sprach und schrieb er. Eine Zeitenwende stünde unmittelbar bevor, und die Menschen würden die „Erkenntnis der Kreaturen“ wiedererlangen. Sie würden wieder zu Worten im Mund Gottes werden, die sich selbst unmittelbar verstehen. Luther entwirft gleichsam eine endzeitliche Poetik, in der Sprache und Schöpfung wieder ganz in eins fallen. In

einer seiner Tischreden kann er gar davon sprechen, daß Menschen dann die Augen der Vögel „selber machen“ werden, und hier berühren wir wieder jenen Energiepunkt von Luthers Sprachgenius und seiner brodelnden poetischen Urgewalt – der nah erwarteten und heilenden und vollkommenen Einheit von Sprache und Existenz. „*Doctor Martinus Lutherus iocabatur cum suo cane dicens: Canis est fidelissimum animal et in magno pretio haberetur, si non esset tam vulgare.* [Doktor Martin Luther spielte mit seinem Hund und sagte: Der Hund ist das allertreueste Tier, und er würde als sehr wertvoll gelten, wenn er nicht so häufig wäre.] Unser Herrgott hat die größten Gaben am gemeinsten gemacht. *Oculi sunt donum praestantissimum omnibus animantibus datum. Aviculae exiguae habent clarissimos oculos sicut stellulas* [Das Vortrefflichste, was allen Lebewesen gegeben ist, sind die Augen. Die kleinen Vögel haben ganz besonders klare Augen, wie Sternlein.]; sie sehen eine fliege einer stuben lang. *Sed illa dona vulgaria non cognoscimus.* [Aber solche alltäglichen Gaben erkennen wir nicht.] Wir sint hanswurste. *Sed in futura vita illa videbimus* [doch im zukünftigen Leben werden wir sie sehen.]; da wollen wir denn voglein mit schonen hellen augen selber machen.“⁸ (Ja, das wäre die Erfüllung der Poesie! Und in seltenen Augenblicken kommen Gedichte dem nah ... „voglein mit schonen hellen augen selber machen.“)

Hören wir noch ein wenig auf den Poeten Luther, wie er lauscht und spricht und den Worten vertraut. „Gott“ scheint in seinen Schriften in ganz unterschiedlichen „Bildneuheiten“ auf, flirrend in der Fülle, je angeregt von dem, was Luther gerade vor die Füße und Augen kommt. Vögel, Schmetterlinge und sogar ein Holzwurm sprechen ihn an, und Luther hört den Gott: „Ich kan mich nicht genug wundern uber eim ey; *ibi est materia extra matricem, accedit alius calor, interdum alterius speciei calor*

[da ist Stoff außerhalb des Mutterleibes, es kommt eines anderen Wärme hinzu, zuweilen Wärme ganz anderer Art.], wie Hans Löser seine huner durch die kräen ausbruten ließ, da er ir sonst nicht kunde loß werden, und zuweilen bringt man die hunlein aus mit werme [der Hände], ... und Gott formirtt im schelein ein lebendigs hunlein. Das sindt lauter wunderwerck! Gott ist in der creatur, die wirckt und schafft er.“⁹

Immer wieder ist es das poetische Bild, das Luther theologische Klärungen bringt, wie eine Sonde ins Unbekannte: „Das holtzwurmlein ist ein klein, weich thielein, hatt vorn ein hartt russelein und beist durch alles hart holtz. *Ita Christus est.* [So ist Christus.] Der hatt ein hart schneblichen *corripiendo impios, totum autem eius corpus est suavissimum* [wenn er die Gottlosen verschlingt, im Ganzen aber ist sein Körper sehr lieblich.]“¹⁰

Oder hier, in polternder Derbheit und in dem für ihn typischen drängenden Sprachrhythmus: „Die Gerste muß viel leiden von Leuten. Denn erstlich wirds in die Erde geworfen, daß sie verweset. Wenn sie nu gewachsen und reif worden ist, schneidt oder häuet man sie abe. Darnach drischt und quellt man sie ein, dörret und kocht Bier oder Kofent draus, das wird vom Baurn gesoffen und wieder gegeben unten und oben und an die Zäune gepinkelt.

Deß Gleichen Märtyrer ist der Lein oder Flachs auch. Wenn er reif ist, so räuft, röstet, dörret, bläuet, brecht, hechelt, spinnet, wirket man ihn und machet Leinwand draus zu Hemden und Kitteln etc., die werden zurissen. Darnach braucht mans zum Wischen, schmieret Pflaster drauf, die legt man auf die Wunden und Schwären. Item die Luntten nimmt man draus, legt sie in Stämpfel auf der Papiermühl, zustößts klein. Daraus macht man

Papier zu Kartenspiel, zum Schreiben, zu Drucken. Das Papier wird zerrissen und zum allergeringsten Werken gebraucht. Diese und dergleichen viel Creaturen, davon wir viel Nutzen haben, müssen sich leiden. Also müssen alle gottselige und frommen Christen viel leiden von den Gottlosen und Bösen ... Gersten, Wein Korn etc. haben doch für den Lein und Flachs einen Vorteil, werden zu Fleisch und Blut und ererben in den Gottesfürchtigen und Christen das Reich Gottes. Aber am jüngsten Gericht werden sie über die gottlosen Bauern, Bürger, Edelleute etc. schreien und sie verklagen, daß sie ihrer so schändlich mißbraucht haben.“¹¹

Luther – als Poet? Es ist nicht zufällig, daß sich Luthers theologische Poetik in einer Predigt und in den Tischreden besonders deutlich zeigt. In der gesprochenen Rede blitzt Luthers Sprachgenie mit besonderer Helligkeit auf. Das Deutsche, das darf man nicht vergessen, galt ihm als eine Sprache der Ungebildeten, und deutsche Poesie, in Prosa und Vers, schuf er eher beiläufig. Diese Beiläufigkeit aber, eine wache Leichtigkeit im Erkunden der Sprache, Offenheit für den richtigen, den „volligen und deutlichen“ Ausdruck im Augenblick, eine sprachformende Empfänglichkeit für das Geschenk des poetischen Bildes – dies zeichnete ihn aus. Und so bringt er seine Arbeit am Wort in ein ganz schlichtes Bild, das heute sprichwörtlich geworden ist: das Hobeln. Sprache, so legte Luther in einer Reflexion über seine Bibelübersetzung seine ästhetischen Kategorien frei, ist dort ganz bei sich selbst, wo sie so natürlich wird wie ein Stück Holz – ungekünstelt, schlicht wie ein Sinneseindruck der Natur: „Laufst du mit den Augen durch drei, vier Blätter und stoßst nicht ein Mal an, wirst aber nicht gewahr, welche Wackeln und Klötze da gelegen sind, da er itzt überhin gehet, wie über ein gehobelt Brett, da

wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klotze aus dem Wege räumeten, auf dass man könnte so fein daher gehen.“¹²

¹ Martin Luther, Kritische Gesamtausgabe (WA), Weimar 1893 ff., 1923, Bd. 46, S. 493 – 495.

² Ebd.

³ Vgl. dazu Oswald Bayer, Martin Luthers Theologie. Eine Vergegenwärtigung, Mohr Siebeck, Tübingen, 2007, S. 88ff.

⁴ Johann Gottlieb Fichte, Die Bestimmung des Menschen, in: Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. von Reinhard Lauth, Bd. I, 6 [Werke 1799-1800], S. 253. Fichte schreibt dann auch: „Ich werde mir selbst zur einzigen Quelle alles meines Seyns und meiner Erscheinungen ...“, a. a. O., S. 285.

⁵ Johann Georg Hamann, Aesthetica in nuce, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Josef Nadler, Bd. II, Brockhaus Verlag, Wuppertal, 1999, S. 198.

⁶ Gaston Bachelard, Poetik des Raumes, S. Fischer-Verlag, Frankfurt am Main, 2014, S. 15.

⁷ Inger Christensen, Der Geheimniszustand und Gedicht vom Tod, Carl Hanser Verlag, München, 1999, S. 50.

⁸ Martin Luther, Tischreden, ausgewählt und erläutert von Christian Lehnert, Insel Verlag, Berlin, 2016, S. 50 (= WA 2849b).

⁹ Ebd. S. 31f. (= WA 5525).

¹⁰ Ebd. S. 37 (= WA 1355).

¹¹ Ebd. S. 42f., (= WA 851).

¹² Martin Luther, Sendbrief vom Dolmetschen, Reformation der Frömmigkeit und Bibelauslegung, Schriften II, hrsg. von Thomas Kaufmann, Verlag der Weltreligionen, Berlin, 2014, S. 263.